

# Bibliothek und Dokumentation – eine unendliche Geschichte

Hansjoachim Samulowitz, Oberursel und Marlies Ockenfeld, Darmstadt

**A**lles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde.  
(Prediger Salomo, Kap. 3 V. 1)

*Zwischen dem Bibliotheksbereich und der Dokumentation gab und gibt es in Deutschland traditionell zahlreiche Spannungen, Missverständnisse und Argwohn, aber auch erfolgreiche Kooperationen und die Integration dokumentarischer und bibliothekarischer Arbeit in großem Stil. Die vorliegende geschichtliche Betrachtung der Entwicklung der Dokumentation in Deutschland während der letzten gut hundert Jahre versucht, Bedingungen, Gründe und Erklärungen für das gespannte Verhältnis aufzudecken und kommt zu dem Schluss, dass die Trennung längst nicht mehr zeitgemäß und im Grunde bereits überwunden ist.*

## **Libraries and documentation in Germany A long-lasting conflict**

*Over a long period librarians and documentalists in Germany had a very different and conflictive view of the need for modern documentation methods, especially in the traditional fields of arts and humanities. But we also know examples for the successful integration of documentation and library work, mainly in the industrial and business sector. The paper gives an overview on the development of documentation in Germany over the last one hundred years with the aim to discover the reasons and conditions of the conflict between the two professions. It leads to the conclusion that mostly personal and political motivations were decisive for the misunderstandings and troubles. But time has overcome the conflicts, and it is now the time for cooperation.*

Es steht nicht zum Besten mit den Bibliotheken in Deutschland. Die Digitalisierung ihrer Dienstleistungen macht ihnen schwer zu schaffen, mit wachsenden Etats ist kaum noch zu rechnen. Im vergangenen Jahr griff Rainer Kuhlen, Informationswissenschaftler aus Konstanz, dieses Thema auf und zitierte dabei einschlägige Empfehlungen des Wissenschaftsrats mit dem Tenor, dass sich die Hochschulbibliotheken noch nicht hinreichend zu Zentren der Versorgung mit digitalen Informationen und Publikationen entwickelt haben; ob ihre Kompetenz dafür ausreiche, wird von vielen bezweifelt. Um mit diesem Problem fertig zu werden, empfahl Kuhlen, kompetente Fachleute aus anderen Bereichen heranzuziehen, gemeint waren damit wohl auch Informationswissenschaftler, die Nachfahren der Dokumentare (Kuhlen 2002).

Die Reaktion des Vereins Deutscher Bibliothekare (VDB), der sich als Sprachrohr zumindest der wissenschaftlichen Bibliothekare versteht, war verblüffend. Der Regionalverband in Baden-Württemberg erkannte in dem Beitrag von Kuhlen, der in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienen war, ein groteskes Zerrbild der deutschen Hochschulbibliothek; mit Informationswissenschaft-

lern wolle man nichts zu tun haben, an ihnen „bestehe kein Bedarf“, hieß es in einem Leserbrief an die Zeitung (Sühl-Stromenger 2002). Überraschend an dieser Ablehnung ist allenfalls das Jahr 2002, mit Modifizierungen lässt sie sich bis in die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg zurückverfolgen.

Ein gewaltiger Modernisierungsschub (in seinem Verlauf eine Globalisierung!) erfasste damals die Industrieländer. Der Übergang in die Hochmoderne veränderte mehr oder weniger alle gesellschaftlichen Bereiche, z. B. die Politik, besonders aber Naturwissenschaften und Technik und die von diesen immer mehr abhängige industrielle Produktion. Die Folgen waren teilweise dramatisch: Der sprunghaft steigende Informationsbedarf in Naturwissenschaft und Technik konnte von den etablierten Bibliotheken immer weniger befriedigt werden. Weit wichtiger als die Form wurde jetzt der Inhalt eines Dokuments, der schnelle und direkte Zugriff.

Zahlreiche Bibliotheken, Literaturbüros, Schriftumsauskunftsstellen u. a., für die sich später die Bezeichnung Spezialbibliotheken eingebürgert hat, entstanden außerhalb der Universalbibliotheken, in Technischen Hoch-

schulen, bei Wirtschaftsverbänden, Industriebetrieben u. a. , deren Aufgabe nicht mehr in erster Linie die Sammlung und Pflege der eigenen Bestände war, sondern die gezielte Beschaffung von Informationen.

In Preußen, damals größtes Land des Deutschen Reichs, forderten wissenschaftliche Gesellschaften und Vereine, klein- und mittelständische Industrie, die sich keine eigenen Forschungs-, Entwicklungs- und Patentabteilungen leisten konnten, aber auch Fachleute, eine staatlich finanzierte, allgemein zugängliche „Zentralstelle für technisch-literarische Information“, in der bibliografische Daten gesichtet, gesammelt und regelmäßig veröffentlicht werden sollten (Harik 1997).

Diese in den Industrieländern sich ausbreitenden Ideen brachten die beiden belgischen Juristen Henri Lafontaine (er erhielt 1913 den Friedensnobelpreis!) und Paul Otlet auf den Begriff: Dokumentation hieß das Zauberwort; so bezeichnet man jetzt die Sammlung, Ordnung (Klassifikation) und Nutzbarmachung von Dokumenten aller Art (Otlet 1907). Das war zwar wenig präzise, aber doch überzeugend genug, um ähnlich vage Vorstellungen zu jener Zeit unter einen Hut zu bringen. Lafontaine und Otlet sind damit die „Väter“ der sogenannten „Dokumentationsbewegung“ geworden, nicht zu verwechseln mit der Dokumentation als Methodik.

Aufsehen erregten ihre Ideen über ein „Weltgedächtnis“, ein riesiger intellektueller Mechanismus, dazu bestimmt, das zerstreute und diffuse Wissen zu erfassen und zu verdichten und es überall dort zu verteilen, „wo es nötig ist“ (Otlet 1907). Aber das war zumindest technisch und organisatorisch seinerzeit nicht machbar und stieß zumeist auf Ablehnung, wenn nicht Spott der Bibliothekare, „wie konnte man ernst nehmen, was damit gemeint war?“ (Kluth 1970).

Auch der preußische Staat war wenig geneigt, Geld für ein „Weltgedächtnis“ und das Sammeln und Verbreiten von Information auszugeben. Beispielhaft dafür steht das „Internationale Institut für Technobibliographie“ (IITB) in Berlin, das anfangs (1908) staatlich gefördert wurde. Als sein Leiter, Hermann Beck, die Idee für ein „Deutsches Archiv für Weltliteratur“ propagierte, wurde sein Plan rundweg abgelehnt und dem Institut die Unterstützung entzogen (1912). Bemerkenswert sind die dafür angeführten Gründe des Bibliotheksbeirats der Königlichen Bibliothek in Berlin, der den Antrag von Beck begutachtete; er verwies auf die „hervorgetretene

radikale und sozialistische Tendenz... Überhaupt unterliegt das Bestreben des Herrn Dr. Beck, die bibliographische Arbeit zu mechanisieren und die wissenschaftliche Bibliographie gewissermaßen fabrikmäßig herzustellen, gewissen Bedenken“ (Behrends 1995).

Den Königlichen Beiräten waren die angeblich sozialistischen und radikalen Tendenzen in Becks Antrag nicht geheuer, das entsprach der preußischen Staatsräson. Die „fabrikmäßige“, also auf mechanischem Wege – und das heißt in letzter Konsequenz für den Markt – hergestellte Information konnten sie in ihrer Folgewirkung nicht beurteilen; es war das „Prozesshafte“, die mögliche Veränderung, die Angst machte, also weniger die fachlichen als die strukturellen, auf sie zukommenden Schwierigkeiten oder, vor die Alternative „Markt oder Bildung“ gestellt, entschieden sich die überwiegend philologisch geprägten Bibliothekare für die Bildung (Jochum 1995).

Dabei war das Urteil der Königlichen Beiräte nichts Ungewöhnliches, im Gegenteil, es passte durchaus in die Zeit. Im gebildeten Bürgertum jener Jahre kursierten hier und da düstere Endzeitstimmungen, „wenn durch verkehr, zeitung, schule, fabrik... die städtisch fortschrittliche verseuchung bis in die fernste weltecke gedrungen und die satanisch verkehrte, die Amerikawelt, die ameisenwelt, sich endgültig eingerichtet hat“ – so tönte es aus dem Stephan-George-Kreis um 1912 (Osten 2003).

Die Weiterentwicklung der technisch-wissenschaftlichen Information, gemeint ist hier vor allem die Dokumentation, fand nicht bei einem Bibliotheksverband oder bibliothekswissenschaftlichen Institut statt; sie folgte vielmehr zwei Entwicklungspfaden: für den einen zeichnet der Deutsche Normenausschuss (DNA, später DIN) in Berlin verantwortlich, der 1916 während des Ersten Weltkriegs zur Unterstützung der Normung und Rationalisierung der Kriegswirtschaft gegründet worden war. Als eingetragener Verein, dem Unternehmen und Verbände, Behörden und Organisationen angehörten und der sich durch Mitgliedsbeiträge und den Verkauf von Publikationen weitgehend selbst finanzierte, war er relativ unabhängiger und beweglicher als staatliche Instanzen. Die Bibliothekare sahen in ihm eine Institution, mit deren Hilfe sich notwendige Rationalisierungsbestrebungen (Kataloge, Karteikartenformate u. a.) durchsetzen ließen; als Folge entstand der Fachnormenausschuss für Bibliothekswesen (FNA) mit seinem Arbeitsausschuss für Klassifikation. Durch diesen „Ne-

beneingang“ ist die Dezimalklassifikation (DK) in das deutsche Informationswesen eingedrungen. Zu verdanken ist dies vor allem Julius Hanauer von der Allgemeinen Electricitätsgesellschaft (AEG) in Berlin; er hatte die DK am Institut International de Documentation (IID) in Brüssel kennen gelernt, mit dem der FNA intern eine Zusammenarbeit vereinbart hatte. Vieles spricht dafür, dass sich die DK nur deshalb im FNA durchgesetzt hat, weil es bis dahin nicht gelungen war, ein eigenes Ordnungsmittel, vor allem für die Spezialbibliotheken, zu entwickeln. Der FNA erweiterte daraufhin sein Spektrum zum Fachnormenausschuss für Bibliotheks-, Buch- und Zeitschriftenwesen (Buder 1976).

Die Betonung der Rationalisierung und Hinwendung zur DK war also kein Zufall. Im vielsprachigen Europa (und natürlich darüber hinaus) bot die DK für ein technisch hochentwickeltes und exportorientiertes Land wie Deutschland die Chance, Informationsprobleme durch ein international akzeptiertes Ordnungssystem wenn auch nicht völlig zu lösen, so doch wenigstens zu erleichtern. Es war daher konsequent, dass man im DNA 1927 mit der Herausgabe der deutschen Gesamtausgabe der DK begann, die 20 Jahre später abgeschlossen wurde.

Der zweite Entwicklungspfad betrifft die technisch-wissenschaftlichen Bibliotheken, heute Spezialbibliotheken genannt. Es entstanden in diesen Jahren – zum Teil auch schon früher – industrielle Wissenssysteme mit innerbetrieblicher Industrieforschung und Kooperation mit Hochschulen und externen neuen Forschungsanstalten, beispielhaft sind hier die chemische Industrie und die Kékulé-Bibliothek der Farbenfabriken Bayer in Leverkusen zu nennen. Vor diesem Hintergrund gelang es Albert Predeek, Direktor der Bibliothek der Technischen Hochschule Berlin, auf Anregung – und Druck – der Industrie bei der Reichsregierung 1932 eine „Dokumentationsstelle für das technisch-wissenschaftliche Schrifttum“ durchzusetzen (Predeek 1935); eine Art Initialzündung für die Gründung von Dokumentations- und Informationsstellen.

Mit dem allmählichen Abklingen der Weltwirtschaftskrise (1932/33), die Deutschland schwer in Mitleidenschaft gezogen hatte, stieg die Industrieproduktion in Deutschland wie in allen Industrieländern stark an und damit auch die Nachfrage nach Informationen im technisch-wissenschaftlichen Bereich. Dieser Trend wurde noch durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten (NS) 1933 in Deutschland verstärkt.



Dafür war Deutschland zunächst schlecht gerüstet. Das NS-Regime hat anfangs wenig von Information und Dokumentation gehalten (Buder 1976), bis mit der beginnenden Kriegsrüstung und der Umsetzung des Vierjahresplans von 1936 (hier ging es vor allem um die Versorgung mit Rohstoffen) erkannt wurde, dass ohne gezielte Dokumentation und Information die gesteckten Ziele nicht zu erreichen waren. Die Rekrutierung von geeigneten Fachleuten war nicht einfach; einen Berufsverband, ohne den eine Professionalisierung ein schwieriges Unternehmen ist, gab es nicht. Fachlich gesehen wäre dafür der VDB in Frage gekommen, aus juristischen Gründen konnte er als Personalverband weder nichtbeamtete Bibliothekare noch Institutionen, z. B. Industriefirmen, als Mitglieder aufnehmen. Eine fachlich orientierte Publikums-gesellschaft für Dokumentare zu gründen war nahezu aussichtslos, ohne in den Bannkreis der NS-Reichsschrifttumskammer oder anderer NS-Organisationen wie z. B. der Deutschen Arbeitsfront zu geraten. Auf dem Bibliothekartag 1935 wurde zwar die Einsetzung einer Kommission zur Vorbereitung des Aufbaus einer deutschen Zentralstelle für Dokumentation beschlossen (Fabian 1972); die entscheidenden Weichen hat dann aber das NS-Regime gestellt. Der DNA erhielt 1935 auf Weisung des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM), zu dessen Geschäftsbereich das Bibliothekswesen gehörte, die Aufgabe, eine Zentralstelle für das Dokumentationswesen einzurichten. Koordinierung der mit Information befassten Stellen sowie die Vertretung nach außen, damit war besonders die Vertretung beim IID gemeint (s.o.), waren die Zielvorstellungen (Buder 1976).

Damit war das Auseinanderdriften von Bibliothekswesen und Dokumentation eingeleitet. Das haben weit vorausblickende Bibliothekare wie Walter Schürmeyer, nach dem Zweiten Weltkrieg erster Vorsitzender der wieder erstandenen Deutschen Gesellschaft für Dokumentation, durchaus gesehen: Bibliothek und Dokumentation gehörten eng zusammen. Er wies aber auch auf die komplexen Arbeitsvorgänge der Dokumentation hin, auf die zahlreichen Überschneidungen mit bestehenden Einrichtungen, die ein Potenzial für die Ablehnung der Dokumentation darstellten. Die wollte Schürmeyer verhindern (Schürmeyer 1935).

Die Differenzen waren aber nicht mehr zu verhindern. Albert Predeek, der Kenner der Dokumentationspraxis, plädierte dafür, zuerst den Aufgaben der Zeit zu

genügen; Theorie und Technik der Dokumentation zu entwickeln, sei unnötig, die bisherigen Erfahrungen reichten aus (zitiert bei Seeger 1977). Predeek kannte die Anforderungen von Seiten der Wissenssysteme der Industrie – und wie schnell Antworten erwartet werden. Maximilian Pflücke, Chefredakteur des „Chemischen Zentralblattes“, der sich mit Predeek zusammen besonders um die Spezialbibliotheken kümmerte, ging in seiner Kritik noch weiter: „Einige Fanatiker der Dokumentation treiben in ihren theoretischen Erwägungen nicht Dokumentation, sondern Dokumentationsphilosophie, und diese Männer möchten am liebsten schon den Gedanken dokumentarisch erfassen...“ (Pflücke 1937). Das war nicht nur eine der üblichen Auseinandersetzungen zwischen Theorie und Praxis.

Vom etablierten Bibliothekswesen kamen hingegen grundsätzlichere Bedenken, z. B. von Georg Leyh, der unmissverständlich dekretierte: „Wenn sie, die Dokumentare, es... unterlassen, den Trennungsstrich zwischen Dokumentation und geistiger Arbeit zu ziehen, dann werden wir Bibliothekare in deutlichen Worten aussprechen, dass die Dokumentation in den Geisteswissenschaften nichts zu suchen hat... Sie mag ihre Berechtigung haben... für den praktischen Fabrikbetrieb, für Patentanwälte... aber nichts hat sie zu bedeuten in den durch Besitz und Herkommen geisteswissenschaftlich eingestellten alten Bibliotheken.“ (Leyh 1937). Dieses Diktum wog umso schwerer, weil Leyh ein hohes Ansehen genoss, zeitweilig war er Vorsitzender des VDB in den 30er Jahren und u. a. Herausgeber des Handbuchs der Bibliothekswissenschaft. Von einem bestimmten Blickpunkt hatte er sogar Recht: Geisteswissenschaftliche Forschung ist zumindest teilweise zugleich auch Dokumentation.

Einen anderen Aspekt der Dokumentation nahm Sven Dahl, Bibliotheksdirektor aus Kopenhagen, auf dem FID-Kongress 1939 in Zürich ins Visier. Er warnte seine Zuhörer davor, die Dokumentation zu einer Lieferung von vorgekauftem Material zu entwickeln, die von beschwerlicher Arbeit befreit, aber Inspiration verhindert. Dahl mokierte sich auch über den sektiererischen Fanatismus einzelner Dokumentare, die Utopien nachjagen; damit zielte er auf die von Dokumentaren geförderte Verbreitung der DK\*, aber auch auf die ökonomischen Vorstellungen mancher Dokumentare (Fabian 1972). Vielleicht hat auch zur Irritierung der Bibliothekare beigetragen, dass das oft vage in die Zukunft zielende Vokabular der Dokumentare es jedem erlaubte, bei bibliothekarischen Problemen mitzureden.

In dieser eher von Konflikten und Unterstellungen gekennzeichneten Atmosphäre der 30er Jahre hatte es die Zentralstelle für Dokumentation beim DNA besonders schwer, eine koordinierende Funktion auszuüben. Die ihr zugewiesenen Aufgaben wuchsen über die gewohnte Normungsarbeit hinaus (Buder 1976). Das trifft sicher zu. Viel wahrscheinlicher ist, dass der DNA, genauer: die Bibliothekare und Dokumentare des FNA, gar nicht in der Lage waren, den Funktionen der Reichsministerien, Obersten Reichsbehörden oder Wehrwirtschaftsführern mehr als Ratschläge, etwa Weisungen, zu geben.

## Gründung der DGD

Die Lösung, die aus diesem Dilemma führen sollte, war im Mai (oder Juni) 1941 die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Dokumentation (DGD) in Berlin, nach einer Vorbesprechung am 28. Mai als wissenschaftliche Gesellschaft und Zentralstelle für Dokumentation. Die Zusammenarbeit der in der Dokumentation tätigen Stellen und der Aufbau von Querverbindungen wurden der DGD ins Stammbuch geschrieben. Die Geschäftsführung übernahm der bisherige Geschäftsführer des FNA Otto Frank, der Sitz der Gesellschaft war beim DNA in Berlin. Das war eine Lösung wie bisher. Mit einem Unterschied: Die Gründung stand nicht nur unter der Oberhoheit des REM (wie bisher), sondern im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt, dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und dem Oberkommando der Wehrmacht. Als Lenkungsgremium fungierte ein ca. 30 Personen umfassender Beirat, eine Mischung aus Generaldirektoren, Direktoren, Professoren, Vorsitzenden u. a. aus Behörden, Bibliotheken, Archiven, Verbänden, Wirtschaftsunternehmen u. a.

Es liegt auf der Hand, dass ein so diffus zusammengesetztes Gremium wenig geeignet ist, eine koordinierende Funktion auszuüben. Es gab die eine oder andere Sitzung des Beirats, manche Pläne, aber wenig Konkretes, wie etwa das Gebiet der

\* Es klingt wie eine späte Rehabilitierung der Dezimalklassifikation, dass das Projekt „DDC Deutsch“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Gange ist zur Herstellung einer deutschen Version der 22. Ausgabe der Dewey Decimal Classification (DDC), die einst Ursprung und Ausgangspunkt der Dezimalklassifikation war. Viele Projekte der zurückliegenden Jahre zur systematischen Erschließung von Web-Ressourcen bedienen sich der DDC. (W. Gödert: „Die Welt ist groß – wir bringen Ordnung in diese Welt. Das DDC-Projekt DDC-Deutsch.“ (In: Information Wissenschaft & Praxis 53 (2002), 395-400)

Dokumentation abdeckende Arbeitsausschüsse. An den Aktivitäten, die im Namen der DGD ausgeübt wurden, kann man daher nicht immer erkennen, ob sie mehr der DGD oder den Interessen einzelner Beiratsmitglieder zuzuschreiben sind. Das gilt besonders für Maximilian Pflücke, 2. Vorsitzender der DGD und Chefredakteur des Chemischen Zentralblatts, gegen Ende des Zweiten Weltkrieges amtierender Generalsekretär der angesehenen Deutschen Chemischen Gesellschaft in Berlin. Das Chemische Zentralblatt war 1939 zu Beginn des Krieges zum „Wehr-Wirtschaftsbetrieb“ erklärt und mit der Wahrnehmung von Aufgaben für das Heer betraut worden (Ruske 1967). Das war auch notwendig; denn die Beschaffung von ausländischer Literatur war nicht nur für die Rüstungswirtschaft existentiell, sondern auch für das Chemische Zentralblatt. So liegt der Verdacht nahe, wie Ruske meint, dass Pflücke über den höheren SS-Offizier von *Kielpinski* vom Reichssicherheitshauptamt maßgeblich an der Gründung der DGD beteiligt war, deren Ausschuss für ausländische Literatur er leitete und den er in seinem Sinne benutzte.

In Wirklichkeit war die DGD ein noch nicht einmal bei einem Gericht registrierter Verein oder Verband, mithin die geeignete lose Interessenvertretung und Organisationsform; in der DGD ließen sich so am besten widerstrebende Interessen kanalisieren. Die Vermutung liegt nahe, dass es nur auf der „wissenschaftlichen“ Schiene möglich war, eine Quasi-Fachgesellschaft zu gründen, die zwar dem wenig geachteten REM unterstand, dafür aber nicht unmittelbar in das Fahrwasser des Reichspropagandaministeriums oder des Oberkommandos der Wehrmacht geriet, das bereits über Plänen für ein eigenes abgeschottetes Dokumentationsstellennetz brütete. Es war darüber hinaus der wenig glückliche Versuch, zum ungünstigsten Zeitpunkt und mit den falschen Helfern im Rahmen von politischen Vorgaben einen Berufsverband zu gründen, wie es ihn in anderen Ländern schon längst gab.

Die andere, in die Zukunft weisende Seite der DGD ist in diesen Kriegsjahren nur wenig zu erkennen. Ein Indiz dafür sind die Vorträge der DGD-Tagung 1942 in Salzburg: „Die Dokumentation und ihre Probleme“, sie konnten nach dem Krieg wieder veröffentlicht werden. Nur so ist zu erklären, dass die DGD 1948 wieder ihre Geschäftstätigkeit aufnehmen konnte. Damit war aber auch das Auseinanderdriften von Bibliothek und Dokumentation eine abgeschlossene Sache.

## Die „neue“ DGD

Das Kriegsende 1945 war für die Dokumentationsbewegung keinesfalls so einschneidend, wie man zunächst annehmen sollte. Weil Deutschland von 1945 bis 1949 von den Besatzungsmächten regiert wurde, gab es zunächst nur regional begrenzte Aktivitäten. Erst im Dezember 1948 gelang es, die DGD – formal nie aufgelöst – als Sammlungsbewegung der deutschen Dokumentation zu reaktivieren. An der Gründungsversammlung auf einem Schiff in Köln (Spötter sahen darin einen tieferen Zusammenhang: die DGD habe nie aufgehört, schwankenden Boden zu verlassen) nahmen nicht nur Dokumentare teil, dabei waren auch Bibliothekare – der Verband der Bibliothekare von Nordrhein-Westfalen war damals der einzige spartenübergreifende Bibliotheksverband –, Vertreter der Arbeitsgemeinschaft der Technisch-wissenschaftlichen Bibliotheken (später: Arbeitsgemeinschaft der Spezialbibliotheken ASpB) sowie der Verein Deutscher Archivare. Aber diese „neue“ DGD war jetzt ein privater Verein, der nur von geringen Mitgliedsbeiträgen und anfangs von gelegentlichen Zuwendungen von Industrieunternehmen lebte, die schon 1941 bei der Gründung dabei waren, wie z. B. die Nachfolger der inzwischen entflochtenen IG Farben. Eine enge Verbindung mit dem DNA – wie 1941 – kam nicht zustande, für die DGD hätte das vermutlich eine sichere Finanzierung, zumindest eine gewisse Planungssicherheit und weniger Abhängigkeit von Geldgebern bedeutet.

Natürlich war es – materiell gesehen – ein Neubeginn nach dem Krieg; von einer „Stunde Null“ im Sinne eines Aufbruchs, eines ideellen Neubeginns konnte jedoch nicht die Rede sein. Die Satzung und manche Vorstellungen stammten noch aus der Zeit vor 1945, so der Anspruch, Zentralstelle für die gesamte Dokumentation in Deutschland und verantwortlich für Forschung und Ausbildung zu sein. Auch die Behauptung, eine wissenschaftliche Gesellschaft zu sein, war ein Relikt aus dieser Zeit (s. o.). Eine berufsständische Organisation ist erst 1961 gegründet worden: der Verein Deutscher Dokumentare.

Unter dem Dach der neuen alten DGD sammelten sich, wie schon 1941, sehr unterschiedliche Interessen und Institutionen. Jetzt waren es jedoch nicht mehr Reichsministerien und Reichsoberbehörden, sondern Dokumentationsstellen und Spezialbibliotheken der Industrie, Vertreter der neuen Verwaltungen, Politiker, Verleger, Fachleute für Rationalisierung und aus der Fotoindustrie und natürlich auch Bibliothekare, die sich hier zusam-

men fanden. Was die DGD anfangs zusammen hielt, hat W. Gülich, Direktor des Weltwirtschaftsarchivs in Kiel, so beschrieben: „Man war sich einig in der Überzeugung, dass in der Informationsversorgung ein großer Mangel herrscht und in dem Wunsch, Methoden und Mittel zu finden, diesen Mangel zu beheben.“ (Gülich 1953).

Das war ein enormer Antrieb, aber auch Anspruch für die kleine private DGD. Sie hatte jetzt die Chance, alles – Methodik, Organisation, Ziele – neu zu entwickeln; woran es aber zunächst mangelte, war der Erfahrungsaustausch mit dem Ausland, die Jahre der Isolation Deutschlands machten sich bemerkbar. Der erste Geschäftsführer der DGD nach dem Krieg, H. K. Soeken, hat das so formuliert: „Die alten Vorschriften und Instruktionen waren deshalb stärker als die neue noch unbekannte Methodik und Technik der Dokumentation“ (Soeken 1951).

Die Idee von der DGD als Sammlungsbewegung aller an Dokumentation und Information Interessierten erwies sich bald als Illusion: Es fehlte einfach das dauerhaft einigende Band. Die Industrie ging ihre eigenen Wege und kümmerte sich mehr um den Ausbau ihrer eigenen Bibliotheken und Dokumentationsstellen (Eppelsheimer 1954). Immerhin wurde die DGD die Keimzelle für andere Organisationen im Informationswesen, etwa die Gesellschaft für Medizinische Informatik.

Das Bibliothekswesen befand sich nach 1945 ebenfalls in einer prekären Lage. Der Bombenkrieg hatte zwar die Substanz der Bibliotheken zum Teil zerstört, die Bücherverluste betrug etwa ein Drittel des Vorkriegsbestands, dazu viele völlig oder teilweise zerstörte Bibliotheksgebäude, vernichtete Kataloge u. a., aber die Finanzierung durch Bund, Länder und Kommunen war wenigstens prinzipiell gesichert (v. Busse; Ernestus 1968).

Gemeinsam war Bibliothekswesen und Dokumentation, dass ihre repräsentativen Vertreter, der VDB und die DGD, bei Kriegsende nicht aufgelöst sondern 1948 reaktiviert worden waren, wobei beide im Wesentlichen auf ihre alten Satzungen von 1935 (VDB) und 1941 (DGD) zurückgegriffen haben (Eich 2000).

Wer allerdings gehofft hatte, nach dem Krieg würden die kontraproduktiven Auseinandersetzungen zwischen Bibliothekaren und Dokumentaren, befreit vom politischen Druck des NS-Regimes, verschwinden oder zumindest abgebaut werden, sah sich zunächst eines Anderen – nicht Besseren – belehrt. Die Bibliothe-

karin Elsbet Colmi hatte 1950 noch distanziert festgestellt, dass die bibliothekarischen Verbände gegenüber der Dokumentation „interessiert, aber zurückhaltend“ sind, „doch finden auf den großen Tagungen Vorträge über Fragen aus dem Gebiet der Dokumentation statt“ (Colmi 1950). (Noch) fast euphorisch Hanns W. Eppelsheimer, der Grandseigneur des deutschen Bibliothekswesens und seinerzeit 1. Vorsitzender der DGD in seiner Eloge auf die Dokumentation: „Das Wort gehört zu unserer Zeit“ (Eppelsheimer 1950). Er wies auf den Zusammenhang zwischen Dokumentation, Normung und Rationalisierung hin mit dem prophetischen Wort, „den letzten Schritt erzwingt die Praxis“. Er entwarf, wie schon Lafontaine und Otlet, die Dokumentation als riesiges Weltgebäude, in dem mit graphischen Zeichen ein Gegenstand, eine Tat, ein Gedanke oder ein Eindruck wiedergegeben wird (Eppelsheimer 1950). Aber schon ein Jahr später, er war Direktor der Universitätsbibliothek in Frankfurt am Main und Generaldirektor der Deutschen Bibliothek, meldete er die alten Vorbehalte der Geisteswissenschaften gegenüber der Dokumentation an (Eppelsheimer 1951).

Das Verhältnis zwischen Bibliothekaren und Dokumentaren hat sich dann in den folgenden Jahren rapide verschlechtert. Es fällt auf, dass die heftigsten Kontroversen in der Amtszeit von Erich Pietsch als 1. Vorsitzender der DGD (und später Vorstandsmitglied) ausgetragen wurden. Ein Zufall ist ziemlich unwahrscheinlich; denn Pietsch war ein unermüdlicher Streiter für neue Methoden in der Dokumentation. Er setzte sich besonders für die Automatisierung (d. h. „Mechanisierung“) der Dokumentation ein, die er in den USA kennen gelernt hatte (Pietsch 1967). Dabei stieß er gelegentlich auf heftigen Widerstand.

Wie dieser Widerstand sich artikulierte, hat Otto Frank beschrieben: „Wenn auf Kongressen der benachbarten Berufstände die These vorgetragen wurde, dass mit der Förderung der Dokumentation nach amerikanischen Vorbildern und mit dort entwickelten technischen Hilfsmitteln der platten Mechanisierung unserer europäischen Kultur Vorschub geleistet werde, oder dass die Methoden der modernen Dokumentation auf die Arbeitsweisen der Geisteswissenschaften nur beschränkt oder überhaupt nicht anwendbar seien, so muss der Hinweis erlaubt sein, dass auch der Geisteswissenschaftler... durch die neu entwickelten Arbeitsmethoden... in seiner Leistungsfähigkeit gefördert wird“ (Frank 1953).

Ein Jahr später hat dann der wortgewaltige Eppelsheimer im Detail erläutert, was

von der Dokumentation zu halten sei. Für ihn war jetzt „Bruder Dokumentar“ eine Art Luftikus, der sich die gleichen Rechte anmaßte wie das altehrwürdige Bibliothekswesen, „gezeugt nicht im mythischen Dämmer Babylons, sondern am helllichten amerikanischen Tag“, ein „Weltverbesserer“, der notfalls, wenn er die Macht hat, über Leichen geht (hier konnte Eppelsheimer sich den Seitenhieb auf die Geschichte der DGD nicht verkneifen). „Sie, die Weltverbesserer, sahen die neue Welt der europäischen-amerikanischen Zivilisation voraus, die vehementechnisierung; sie sind beim vordersten Vortrupp der rationalen Zivilisation“. Eppelsheimer bestand als humanistisch geprägter Bibliothekar auf dem Primat der Geisteswissenschaften, um die „schwindende Individualität als Diener der Wissenschaft zu verteidigen“. Aber er musste auch zugeben, dass die „ursprünglichen, bibliothekarischen Methoden von den Dokumentationsstellen in einem neuen Geist gehandhabt werden, und dass damit aus der Dokumentationsstelle etwas anderes wird als eine Bibliothek, vielleicht etwas ganz Neues“ (Eppelsheimer 1954).

Mit solch analytischer Schärfe, aber auch handfester Polemik und erstaunlichem Weitblick für die künftige Entwicklung der Dokumentation ist in diesen Jahren selten über das Verhältnis von Bibliothekaren und Dokumentaren geschrieben worden. Sein Aufsatz in der „Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie“ (ZfBB) bekam noch zusätzlich Gewicht, weil er als erster in Nr.1 der ZfBB erschien, dem Zentralorgan des VDB, quasi als Leitmotiv der Verbandspolitik und nicht als die Meinung eines x-beliebigen Autors.

Eppelsheimer rückte in seiner Analyse und Polemik ein Problem in den Vordergrund, das von Anfang an in der Auseinandersetzung zwischen Bibliothekaren und Dokumentaren eine Hauptrolle gespielt hat, die fehlende, von allen akzeptierte, gewissermaßen kanonisierte Definition: was ist Dokumentation? Seine Argumentation war sehr geschickt; er bezog sich auf die Definition von Lafontaine und Otlet (s. o.), wonach Dokumentation Sammlung, Ordnung (Klassifikation) und Nutzbarmachung von Dokumenten aller Art ist. Damit ließ sich beweisen, dass alle Bibliotheken Dokumentationsstellen sind.

Die Antwort auf Eppelsheimers Aufsatz ließ nicht lange auf sich warten. Karl Fill, Vorstandsmitglied der DGD, hielt ihm entgegen, dass Dokumentation die Auswertung und der Nachweis von Dokumenten aller Art ist, zur Unterrichtung über den Stand der Erkenntnisse und Erfahrungen,

eine Definition, die in der DGD erarbeitet worden war (in ähnlicher Formulierung auch von Eppelsheimer). Den Begriff „Sammeln von Dokumenten“ vermied Fill, schloss ihn aber auch nicht ganz aus: man kann darauf verzichten, muss es aber nicht. Eine diplomatische Formulierung: Wer praktische Dokumentation betreibt, kann sich nicht allein an den weit gefassten Begriff von Lafontaine und Otlet halten, das ist etwas für Festredner, der Praktiker muss handeln, ein engerer – nicht enger – Begriff ist notwendig. Das war ein Versuch, die Auseinandersetzung zwischen enger und weit gefasster Dokumentation zu beenden, wenigstens in der Theorie. Auch diese Definition – wie alle anderen – konnte sich weder in der DGD noch international durchsetzen. Eppelsheimer war jedoch nicht mehr zu besänftigen; er trat im Herbst 1954 als Vorsitzender der DGD zurück (Fill 1954:55).

Die folgenden Jahre sind durch das geringe Interesse der Bibliothekare an der Dokumentation gekennzeichnet. Bezeichnend dafür sind die Beschlüsse der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder von 1965. In den Richtlinien für die Laufbahnen des höheren und gehobenen Dienstes an wissenschaftlichen Bibliotheken wird bei der praktischen Ausbildung Dokumentation nicht einmal erwähnt. Bei der theoretischen Ausbildung kommt Dokumentation irgendwo zwischen Bibliotheksverwaltung, Benutzung und Katalogkunde vor. Und noch 1975 ordnete die Deutsche Bibliotheksstatistik in ihrem Fragebogen Dokumentare unter Verwaltungsangestellte, technisches Personal z. B. Drucker, Buchbinder, Fotografen u. a. ein (Samulowitz 1993). Selbst in der Festschrift zum 100jährigen Bestehen des VDB erscheint in der Systematik der Geschichte die Dokumentation als reines Anhängsel des Ausschusses für Bibliographie, Referatenblätter und Repertorien (Hundhausen 2000). Diese Behandlung der Dokumentation fiel sogar Ausländern auf; so meinte der südafrikanische Bibliothekar Otto Spohr: „... das Misstrauen herrscht hier und da noch vor. Die gegenseitige Anerkennung ist noch zu vermischen“ (Spohr 1961).

## Das IuD-Programm

Nur einmal kam es noch zu einer weithin beachteten Kontroverse: 1974 verkündete die Bundesregierung das „Programm zur Förderung der Information und Dokumentation (IuD-Programm 1974-1977)“ (Bundesministerium für Forschung und Technologie 1975); ein fast perfektionistisch anmutendes Gesamtsystem, wesentlich beeinflusst durch den in den USA

veröffentlichen sogenannten Weinberg-Report von 1963 (Science, Government and Information 1963). Es bestand aus einem Strukturkonzept – vorgesehen waren 16 Fachinformationszentren und vier Informationseinrichtungen mit besonderer Zweckbestimmung – und einem Aktionsprogramm. Das Ziel war so einfach wie komplex: es sollte dem steigenden Wissenszuwachs und dem Informationsbedarf der modernen Gesellschaft gerecht werden, d. h. einen besseren Zugang zu Informationen aller Art bieten.

Ein ehrgeiziges Programm, das von Anfang an thematisch auf schwachen Füßen stand; der Weinberg-Report hatte in den USA schon längst nicht mehr die Bedeutung wie zum Zeitpunkt seines Erscheinens 1963, es gab dort bereits kommerzielle Datenbankbetreiber wie Lockheed-DIALOG. Die Idee, Information sei ein öffentliches Gut und müsse durch vom Staat organisierte Fachinformationszentren den Interessenten näher gebracht werden, begann zu bröckeln. Die Erfahrung, auch mit Information ließe sich Geld verdienen, war nicht mehr aufzuhalten.

Die Zusammenarbeit mit dem Bibliothekswesen stand dabei außer Zweifel, jedenfalls in der Planung: die Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin sowie die Zentralen Fachbibliotheken wurden angehört und in die Planung einbezogen, ebenso der Bibliotheksplan 73, der Entwurf zu einem Bibliotheksnetz in Deutschland (allerdings nur ein Rahmenplan) sowie die Förderung der Fachbibliotheken betont. Viele Bibliothekare fühlten sich jedoch zu wenig an der Vorbereitung und Planung beteiligt oder lehnten das IuD-Programm ab. Dabei gab es nicht wenige überzeugende Argumente von Seiten der Bibliothekare, z. B. erhebliche Skepsis hinsichtlich der Durchführbarkeit und Finanzierbarkeit des Programms, mehr als Zweifel am Sinn eines Fachinformationszentrums für die Geisteswissenschaften (s. o. Zitat Leyh) und die Voraussage, dass es bei der Umsetzung des Programms manche Doppelarbeit geben werde. A. Jammers erinnerte das Bundesministerium zu Recht daran, dass, „um dem Vorwurf zu entgehen, es handele sich um das Werk von Technokraten“, auf die schrittweise und differenzierte Verwirklichung von Fachinformationssystemen hätte hingewiesen werden müssen, womit er wohl die Meinung vieler (nicht nur) Bibliothekare wiedergab (Jammers 1975). Die Replik der Dokumentare auf die Vorhaltungen der Bibliothekare ließ nicht lange auf sich warten: Die Bibliothekare hätten Information und Dokumentation als eine Ergänzung der traditionellen Dienstleistungen überhaupt nicht begriffen, war die Antwort des damaligen Präsidenten der DGD, E. Lutterbeck (Lutterbeck 1976).

Von Ende der 60er Jahre an hat die Kontroverse an Schärfe verloren. Das Dokumentationswesen war endlich durch das IuD-Programm anerkannt und die DGD 1966 in die Förderung der Bundesregierung aufgenommen worden. Die große Zeit der DGD als quasi „Speerspitze der Dokumentationsbewegung“ neigte sich ihrem Ende zu. Es kommt zwar zu keiner gegenseitigen Anerkennung, aber die ungleichen Brüder respektieren sich wenigstens, der Diskurs wird sachlicher, die schrillen Töne verschwinden. Das anfangs der 70er Jahre konzipierte Hochschulrahmengesetz, das eine gemeinsame Ausbildung von Bibliothekaren und Dokumentaren vorsah, wirkte in diese Richtung. Auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft ging nicht mehr auf die Streitereien um die prinzipielle Unterscheidung von bibliothekarischer und dokumentarischer Tätigkeit ein, „da beide Partner durch ihre Arbeit längst praktisch zusammengeführt worden sind und dabei erfahren haben, wie sich ihre Tätigkeiten von einem gemeinsamen Untergrund aus differenzieren, immer aber aufeinander bezogen bleiben“ (v. Busse, Ernestus 1968). G. Kaltwasser, renommierter Bibliothekar aus Bayern, sah das nicht ganz so optimistisch, kam aber doch zu dem Schluss, dass über die Notwendigkeit der Zu-

sammenarbeit zwischen Bibliothekaren und Dokumentaren viel geredet wird, „manchmal funktioniert sie sogar“ (Kaltwasser 1977).

## Der Untergang der Dokumentationsbewegung

Das Abklingen der Kontroverse, die keinem der beiden Kontrahenten Vorteile gebracht hat, hatte auch ganz handfeste Gründe: Datenbanken von privaten Betreibern werden in diesen Jahren auf dem Markt angeboten, der Staat zieht sich als Organisator des Dokumentationswesens aus der Fläche zurück, in die Bibliotheken zieht in vorsichtigen Schritten die Automatisierung ein, in den Bibliothekszeitschriften erscheinen Aufsätze, die früher nur bei den Dokumentaren zu finden waren. Von Dokumentation ist kaum noch die Rede, sie ist sozusagen erfolgreich „untergegangen“ – allerdings nur die Dokumentationsbewegung, nicht jedoch die realen Probleme der Dokumentation: die Erschließung von Dokumenten und die Ordnung der Information, damit sie austauschbar und zugreifbar bleibt, über Grenzen hinweg.

Es war nicht nur die Automatisierung, die über die alte Dokumentationsbewegung hinweg gegangen ist. Dank schneller medialer und persönlicher Kontakte der Nutzer über Länder und Kontinentgrenzen hinweg bahnen sich die Informationsflüsse ganz andere und neue Wege; Dokumentation ist nur einer von vielen Informationswegen. Lafontaines und Otlets Idee ist banale Wirklichkeit geworden; die Dokumentation als „Bewegung“ war nur eine kurze Episode. Der Amerikaner *Vanby* meinte in einer ironisch gefärbten Definition der Dokumentation, sie sei „undefinable. It seems to consist of the logical sum of the professional activities of about 500 people“ (Vanby 1962), wobei nicht klar ist, ob damit nur die Dokumentare in den USA gemeint sind. Zu einem ähnlichen Schluss kommt Helmut *Arntz*, langjähriger Präsident der DGD: „So drehte sich bis 1960 das Rad der Dokumentation nur im Kreis der wenigen Utopisten, die ihr einen nationalen Rang vorausgagten“ (Arntz 1975).

Das war nun beileibe kein deutscher „Sonderweg“. In den USA verschwand bereits in den frühen 60er Jahren weitgehend der Terminus Dokumentation und wurde meist durch „information science“ ersetzt. Von 1978 bis 1991 sind viele Library Schools verschwunden, darunter auch die hierzulande bekannte Library School an der Case Western Reserve University in Cleveland, deren angesehenes Center for Documentation and Communication Research bereits 1971 aufgelöst wurde (Bowles 1999).

Die Kontroverse zwischen Bibliothekaren und Dokumentaren kein deutscher Sonderweg, warum ist es dann – in dieser Schärfe vermutlich nur in Deutschland – zu diesem teilweise so heftigen und nutzlosen Gerangel gekommen, in dessen Verlauf häufig genug Ressourcen vergeudet wurden? Warum wurde der Modernisierungsschub, der schon lange vor dem Ersten Weltkrieg zu erkennen war, nicht erkannt oder warum konnte man ihn nicht erkennen? Kaum verständlich: Aus dem bekundeten Informationsbedarf der Benutzer aus Naturwissenschaft und gewerblicher Wirtschaft, den Erfahrungen der Spezialbibliotheken, dem Klima der Unzufriedenheit der Nutzer mit den Leistungen der etablierten Universalbibliotheken und aus den gewiss manchmal utopischen Ideen der Dokumentation nicht herauszuhören, dass etwas in Bewegung geraten war. Am ehesten verständlich ist noch die Ablehnung der DK durch die humanistisch geprägten Bibliothekare, die keine Verwendung in den Geisteswissenschaften sahen.

Es gibt Gründe, die für diesen Befund infrage kommen, wie z. B. die Angst vor dem Verlust von Privilegien, die aber zu sehr an der Oberfläche bleiben. Wenig tauglich als Erklärungsmuster ist auch der so genannte „Kampf der Kulturen“ im Sinne von Charles *Snow* (Kreuzer 1987; Bowles 1999). Ein solcher „Kampf“ zwischen literarischer und naturwissenschaftlicher Intelligenz ist reichlich übertrieben; Kulturen funktionieren nicht wie militärische Formationen, die sich feindlich gegenüber stehen, entscheidend sind vielmehr die Institutionen, die dahinter stehen und sich, je nach Bedarf, aus den Arsenalen der Kulturen bedienen.

Viel eher scheint eine gewisse Rolle gespielt zu haben, dass die Dokumentationsbewegung zum Teil ihren Ausgang vom DNA genommen hat. Mit dazu beigetragen hat die Fixierung der Bibliothekare auf die Bibliographie als die ureigenste moderne Dienstleistung der Bibliotheken, die ganz selbstverständlich auch die Dokumentation mit einschloss. Hartwig *Lohse* zitiert z. B. ein Votum von Bibliothekaren, dass „Fachinformation... cum grano salis nichts anderes als Fachbibliographie (ist) nur auf einem sehr viel schnelleren Medium und ggf. mit kombinierten Suchmöglichkeiten“ (Lohse 1984).

Wahrscheinlich sind manche konservativen Bibliothekare von den frei flottierenden Ideen mancher Theoretiker der Dokumentation irritiert worden: In den 30er Jahren haben schon M. Pflücker und S. Dahl ihrem Zorn darüber freien Lauf gelassen (s. o.). In den 50er und 60er Jahren kursierte unter Dokumentaren die verwegenen Idee, Dokumentation sei eine Art „Metawissenschaft“. Gemeint war damit die „säkuläre Aufgabe der Dokumentation in der Mitverantwortung für die Einheit der Wissenschaft, die Fähigkeit, ihre Benutzer an dem teilhaben zu lassen, was über die enge Fachwelt hinaus geht, was Zusammenhänge aufzeigt“ (Lutterbeck 1966). Später wurde das zur wissenschaftlichen Dokumentation als „Brückenwissenschaft“ sublimiert (Scheele 1967), als tragendes Element der Einheit der Wissenschaft, wobei niemand so recht erklären konnte, was Einheit zu dieser Zeit überhaupt noch bedeutete. U. *Jochum* hat eine ähnliche Entwicklung in der Bibliothekswissenschaft festgestellt: eine Tendenz zur „Überbietung der Wissenschaft“, als die „Fachstudien übertreffende praktische Wissenschaft“ (Jochum 2000).

Das Fehlen einer deutschen Zentralbibliothek muss hier genannt werden, die es im immer föderal strukturierten Deutschland allerdings noch nie gegeben hat. Damit ist nicht eine alles beherrschende und straff organisierte Zentrale gemeint, sondern ein Forum, um die sich auseinander entwickelnden Interessen im Informationswesen in einem föderal strukturierten Staat zusammen zu binden. Die Preußische Staatsbibliothek in Berlin schien dieser Funktion vor dem Krieg



nahe zu kommen, eine Zeit lang wurde sogar die Idee kolportiert, sie zur „Reichsbibliothek“ zu ernennen. Ihr letzter Generaldirektor, Hugo A. Krüss, war damals so etwas wie der Übervater der Dokumentation. Nach dem Krieg war an eine zentrale Bibliothek nicht mehr zu denken. Jedes Bundesland versuchte zunächst, seine eigenen Probleme zu lösen. H. W. Eppelsheimers Versuch, als einer der Gründungsväter der Deutschen Bibliothek und ihr erster Generaldirektor, ein Zentrum für Dokumentation einzurichten, versandete irgendwo in der Bürokratie (die entscheidenden Mittel waren schon in den Haushalt eingestellt). Wie er resignierend eingestehen musste, war die gewerbliche Wirtschaft daran nicht mehr interessiert (anders als bei der Gründung 1941), sie war mit dem Aufbau ihrer eigenen Bibliotheken und Dokumentationsstellen beschäftigt (Eppelsheimer 1954)

Stattdessen übernehmen der Bibliotheksausschuss der DFG, vor allem eine Förderinstanz, und das Institut für Dokumentationswesen (IDW), 1961 in Frankfurt am Main von Bund und Ländern gegründet und von der Max-Planck-Gesellschaft betreut, jeweils für ihre Klientel Teile einer zentralen Funktion. Auch die Verbände haben sich daran beteiligt: der VDB mit seinen Kommissionen und die DGD mit ihren Ausschüssen und Gremien; beide, trotz mancher erfolgreichen Arbeit, finanziell und organisatorisch überfordert.

## Die Rolle der Spezialbibliotheken

Die Kontroverse zwischen Bibliothekaren und Dokumentaren steht in einem direkten Zusammenhang mit den Spezialbibliotheken, den „illegitimen Kindern“ des Bibliothekswesens. Ihnen gelang es erst in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Sektion 5 im Deutschen Bibliotheksverband die nötige Anerkennung zu erringen, obgleich es sie schon seit Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert gibt. Das hängt auch damit zusammen, dass sie primär dem Aufgabengebiet ihres Arbeitgebers verpflichtet sind und in Größe – bis hinunter zum Ein-Personen-Betrieb –, Struktur und Aufgabenstellung sich zum Teil erheblich unterscheiden; damit wird ein schlagkräftiger Zusammenschluss sehr erschwert (Laux 1997). Hinzu kommt, dass der „Produktionsfaktor Information“ in manchem Unternehmen noch viele Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg keineswegs populär war. Spezialbibliotheken und Dokumentationsstellen waren nicht selten das Abstellgleis für nicht mehr leistungsfähige oder unlieb-

same Mitarbeiter (Samulowitz 1993). Kein Wunder, dass manche Unternehmen wenig Interesse daran zeigten, wenn ihre Mitarbeiter sich in einem Berufsverband engagieren wollten.

Den Spezialbibliothekaren fehlte daher oft der breite Rückhalt, um sich gegenüber den wissenschaftlichen Bibliothekaren durchzusetzen. Auf dem gemeinsamen Kongress deutscher Bibliotheksverbände 1951 in Münster in Westfalen beeilten sich die Spezialbibliothekare, „dem Bildungsideal ihren Tribut zu zollen“, was praktisch auf ihre Ausgrenzung hinaus lief (Jochum 2000); denn im streng bibliothekarischen Sinn waren sie nicht professionell genug, oft waren ihre Leiter keine ausgebildeten Bibliothekare. Einen spartenübergreifenden, alle Bereiche integrierenden und das ganze Bundesland umfassenden Bibliotheksverband hat es bis vor wenigen Jahren nicht gegeben.

Das hatte weitreichende Folgen: das Bibliothekswesen wurde auf sich selbst zurückgeworfen. Es fehlte die intensive Auseinandersetzung mit Informationsproblemen in Naturwissenschaft und Technik; sie hätte die Bibliothekare in den Universal- und Hochschulbibliotheken frühzeitig vertraut gemacht mit dem Stadium der Spezialisierung, das nicht mehr zurückgedreht werden kann (Max Weber), mit den praktischen Anforderungen, denen die Spezialbibliothekare und Dokumentare in den Unternehmen täglich ausgesetzt sind: schnell und umfassend zu informieren. Kaum erkannt wurde auch, dass in den Spezialbibliotheken nicht nur die weitgehend ungeliebte DK angewendet wurde: 1960 war sie in 45 Prozent der Industriebetriebe zu finden, zu 31 Prozent in Wirtschaftsinstitutionen und nur zu 3,1 Prozent in der Forschung. Es gab also viele andere brauchbare Informationssysteme, z. B. in Chemie und Landwirtschaft (Gentzsch; Fill 1960). Das hat nicht selten zu fundamentalen Missverständnissen geführt: der „große Bruder“ Bibliothekar hat eben nicht, wie H. W. Eppelsheimer noch väterlich meinte, den „kleinen Bruder“ Dokumentar an die Hand genommen (Samulowitz 1993).

Nicht zuletzt hat, folgt man U. Jochum, die bibliothekarische Laufbahnausbildung – Voraussetzung: ein Studium und möglichst Promotion – die entscheidende Rolle gespielt, als Ausdruck ständischen Denkens. Kluth hat das so glossiert: „Heute ist Dokumentation ein Zauberwort, das Geldbeutel öffnet und Amtsstufen, aber unbegreiflicher Weise immer noch nicht den Zugang zur Beamtenlaufbahn“ (Kluth 1970). Der universale Bibliothekar im Höheren Dienst als geborener

„Verwalter von Bildung“, mit leisem Vorbehalt gegen die „allzu schnelle Technisierung, die entseelende Organisation und Apparatur“, der für den „ganzen Menschen arbeitet“ (Jochum 2000), war wohl nicht besonders geeignet, um den Modernisierungsschub, der sich in der Dokumentation zeigte, zu erkennen. Wer da als Bibliothekar anderer Meinung war, hat sich oft zu den Spezialbibliothekaren oder der Dokumentation in die Büsche geschlagen, sie ist ohne die vielen kompetenten Bibliothekare gar nicht denkbar.

## Literatur

Arntz, H.: Nationale Gesamtplanung von Infrastrukturen des Dokumentations-, Bibliotheks- und Archivwesens. Zur Unesco-Intergovernmental Conference 1974. In: Information und Dokumentation im Aufbruch. Festschrift für Professor Dr. Hans-Werner Schober. München: Verlag Dokumentation 1975, S. 35

Behrends, E.: Technisch-wissenschaftliche Dokumentation in Deutschland von 1900 bis 1945. Unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses von Bibliothek und Dokumentation. Wiesbaden: Harrassowitz 1995

Bowles, M. D.: The Information Wars: Two Cultures and the Conflict in Information Retrieval, 1945 – 1999. In: Proceedings of the 1998 Conference on the History and Heritage of Science Information Systems. ASIS Monograph Series. Medford N. J. Information Today 1999

Buder, M.: Das Verhältnis von Dokumentation und Normung von 1927 bis 1945 in nationaler und internationaler Hinsicht: Ein Beitrag zur Geschichte der Dokumentation. Berlin: Beuth 1976 (=Normungskunde, Heft 7)

Bundesministerium für Forschung und Technologie: Programm der Bundesregierung zur Förderung der Information und Dokumentation (IuD-Programm) 1974 bis 1977. Bonn 1975

Busse, G. von und Ernestus, H.: Das Bibliothekswesen der Bundesrepublik Deutschland. Eine Einführung. Wiesbaden: Harrassowitz 1968

Colmi, E.: Deutsches Schrifttum zur Dokumentation 1945-1950. In: Nachrichten für Dokumentation 1 (1950) S. 109-117

Eich, U.: Der Verein Deutscher Bibliothekare in der Nachkriegszeit. In: Verein Deutscher Bibliothekare 1900-2000. Festschrift. Hrsg.: E. Plassmann u. L. Syré. Wiesbaden: Harrassowitz 2000

Eppelsheimer, H. W.: Die Dokumentation als Organisation geistiger Arbeit. In: Nachrichten für Dokumentation 1 (1950) S. 4-6

Eppelsheimer, H. W.: Die Dokumentation in den Geisteswissenschaften. In: Nachrichten für Dokumentation 2 (1951) S. 86-87

Eppelsheimer, H. W.: Brief vom 06.03.1954 an Ministerialrätin von Bila, Hessisches Ministerium für Erziehung und Volksbildung, Wiesbaden. Hausarchiv Die Deutsche Bibliothek, F II 10/13

Eppelsheimer, H. W.: Bibliotheken und Dokumentation. Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 1 (1954) S. 4-14

Fabian, W.: Das Verhältnis von Bibliothek und Dokumentation. Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Dokumentation. Köln: Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen. Köln: 1972

Fill, K.: Dokumentation und Bibliothekswesen. In: Nachrichten für Dokumentation 5 (1954) S. 119-122

Fill, K.: Bericht über die Sitzung des Vorstandes der DGD am 22. März 1955. Archiv der DGI in Frankfurt am Main

Frank, O.: Zum Berufsbild des Dokumentars. In: Nachrichten für Dokumentation 4 (1953) 3, S. 137-139

Gentzsch, G. und Fill, K.: Die Anwendung der Decimalklassifikation in Bibliotheken und Dokumentationsstellen in Deutschland, in der Schweiz und in Schweden. DK-Mitteilungen 5 (1960), H. 2, S. 5-6

Gülich, W.: Die Einheit der sozialwissenschaftlichen Dokumentation durch bibliothekarische Organisation. Nachrichten für Dokumentation 4 (1953) 1, S. 16-21

Harik, S.: Zu Gründungsmotiven und zur Entwicklungsgeschichte naturwissenschaftlich-technischer Fachbibliotheken und Fachdokumentation im frühindustriellen Preußen. In: Fachschrifttum, Bibliothek und Naturwissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. Chr. Meinel. Wiesbaden: Harrassowitz 1997 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 27)

Hundhausen, F.: Die Bibliographie zur Geschichte des VDB und der Deutschen Bibliothekartage. In: Verein Deutscher Bibliothekare 1900-2000. Festschrift. Hrsg.: E. Plassmann u. L. Syré. Wiesbaden: Harrassowitz 2000

Jammers, A.: Das „Programm der Bundesregierung zur Förderung der Information und Dokumentation“ und seine Auswirkungen auf die Literaturversorgung. Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 22 (1975) 5, S. 373-386

Jochum, U.: Die Idole der Bibliothekare. Würzburg: Königshausen & Neumann 1995

Jochum, U.: Bildungsgrenzen – Die Ausbildung des Höheren Bibliotheksdienstes in Deutschland. In: Verein Deutscher Bibliothekare 1900-2000. Festschrift: Hrsg.: E. Plassmann und L. Syré. Wiesbaden: Harrassowitz 2000

Kaltwasser, F. G.: Eine Chance wurde vertan. Die Kooperation zwischen Dokumentaren und Bibliothekaren lässt noch zu wünschen übrig. Nachrichten für Dokumentation 28 (1977) 1, S. 38-41

Kluth, R.: Gibt es eine Bibliothekswissenschaft? Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 17(1970) S. 227-246

Kreuzer, H. (Hrsg.): Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion. München: dtv-Verlag 1987

Kuhlen, R.: Abendländisches Schisma: der Reformbedarf der Bibliotheken. Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt am Main, 08.04.2002

Laux, W.: Die Arbeitsgemeinschaft der Spezialbibliotheken (ASpB) im deutschen Bibliothekswesen. In: 50 Jahre ASpB – Dienstleistungen für die Zukunft. 26. Arbeits- und Fortbildungstagung der ASpB/Sektion 5 im DBV. Berlin: ASpB 4.-8. März 1997

Leyh, Georg: Dokumentation. Zentralblatt für Bibliothekswesen 54(1937)9/10, 526-528.

Lohse, H.: Wie das Thema „Fachinformation“ virulent gemacht werden kann. Ein Besprechungsaufsatz zu: Nutzen der Fachinformation. Internationale Fachkonferenz der Deutschen Gesellschaft für Dokumentation 9.-11. Mai 1983. München: Saur 1983. In: Mitteilungsblatt des Verbandes der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen, Neue Folge 34 (1984) S. 456-460

Lutterbeck, E.: Über den Beitrag der Dokumentation zur Einheit der Wissenschaften. Gedanken im Anschluss an den Weinberg-Bericht. Nachrichten für Dokumentation 17(1966) S. 111-118

Lutterbeck, E.: Das IuD-Programm der Bundesregierung – eine Antwort auf zwei bibliothekarische Stellungnahmen – zugleich ein Beitrag zum Verhältnis zwischen Bibliotheks- und Dokumentationswesen. Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 23(1976) 4, S. 223-235

Osten, M.: „Alles veloziferisch“ oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit. Frankfurt am Main: Insel 2003, S. 16

Otlet, P. H.: Die Dokumentation (L'Organisation Systématique de la Documentation. Institut International de Bibliographie, No. 82 (1907), pp. 7-15) In: Von der systematischen Bibliographie zur Dokumentation. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1978, 353 ff.

Pflücke, M.: Dokumentation. Angewandte Chemie 50(1937)52, 955

Pietsch, E.: Mechanisierte Dokumentation – ihre Bedeutung für die Ökonomie der geistigen Arbeit. Nachrichten für Dokumentation 3(1952)1, 3-5.

Pietsch, E.: Stand und Entwicklungsmöglichkeiten der automatischen Dokumentation. Nachrichten für Dokumentation 18(1967)5, 156-163.

Predeek, A.: Die Dokumentationsstelle für das technisch-wissenschaftliche Schrifttum in der Technischen Hochschule zu Berlin. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 52 (1935), S. 607-626

Prinzhorn, F.: Das Problem der Dokumentation und die Zusammenarbeit der Fachbibliographien. Zentralblatt für Bibliothekswesen 52(1935)1/2, 525-533

Ruske, W.: 100 Jahre Deutsche Chemische Gesellschaft. Weinheim/Bergstraße: Verlag Chemie 1967

Samulowitz, H.: Geschichte des Lehrinstituts für Dokumentation (LID). Frankfurt am Main: Deutsche Gesellschaft für Dokumentation (DGD) 1993

Samulowitz, H.: 50 Jahre DGD? Anmerkungen zur „verschollenen“ Vorgeschichte der DGD. Nachrichten für Dokumentation 49(1998)6, 331-332

Samulowitz, H.: Von der Schwierigkeit in Deutschland Informationspolitik zu betreiben. nfd Information – Wissenschaft und Praxis 51(2000)7, 435-440

Scheele, M.: Wissenschaftliche Dokumentation. Grundzüge, Probleme, Notwendigkeiten. Dargestellt an eigenen Arbeiten und Beispielen. Schlitz/Hessen: Verlag Dr. Martin Scheele 1967

Schürmeyer, W.: Aufgaben und Methoden der Dokumentation. Zentralblatt für Bibliothekswesen 52 (1935) 1/2, 533-543

Seeger, Th.: Ausbildungsgänge im Tätigkeitsbereich Information und Dokumentation, S. 95, München: Verlag Dokumentation 1977 (=Beiträge zur Informations- und Dokumentationswissenschaft)

Science, Government and Information: Report of the President's Science Advisory Committee. The White House, January 10, 1963, USA. Genehmigte deutsche Übersetzung: Wissenschaft, Regierung und Information. Beiheft zu den Nachrichten für Dokumentation Nr. 12, 1963.

Soeken, H.-K.: Stand und Aufgaben der Dokumentation in Deutschland. Nachrichten für Dokumentation 2(1951)2, 29-33.

Spohr, O.: Dokumentation in der Bundesrepublik Deutschland in der Sicht eines ausländischen Dokumentars. Nachrichten für Dokumentation 12 (1961) 4, S. 228-231.

Sühl-Strohmenger, W.: Offener Leserbrief an die F.A.Z., 22.4.2002. <<http://www.vdb-online.org/aktuell/index.php?ID=42>>, zuletzt besucht am 17.9.2003.

Vanby, L.: A Minor Devil's Documentation Dictionary. In: American Documentation, 1963.

**Dokumentation; Bibliothek;  
Geschichte; Entwicklung; DGD**

## DIE AUTOREN

### Dr. Hansjoachim Samulowitz

studierte Gartenbau sowie Landwirtschaft und Journalismus in den USA und war von 1970 bis 1990 Chefredakteur der Nachrichten für Dokumentation. Hauptberuflich betreute er u.a. die Bibliotheken und Dokumentationsstellen der Max-Planck-Institute und war Referent des Instituts für Dokumentationswesen, später wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gesellschaft für Information und Dokumentation (GID). Er ist Sprecher des DGI-Arbeitskreises Geschichte der Information und Dokumentation.

Freiligrathstraße 30  
61440 Oberursel  
Telefon (0 61 71) 5 25 18

### Marlies Ockenfeld

studierte Chemie und Informationswissenschaft und ist seit 1975 in der Redaktion der Nachrichten für Dokumentation, jetzt Information – Wissenschaft und Praxis tätig, seit 1995 als Chefredakteurin. Hauptberuflich arbeitet sie beim Fraunhofer-Institut für Integrierte Publikations- und Informationssysteme, einer Nachfolgeeinrichtung der Gesellschaft für Information und Dokumentation (GID).

Viktoriaplatz 8  
64293 Darmstadt  
Telefon (0 61 51) 99 71 17  
E-Mail: ockenfeld@dgi-info.de